Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1898

94 (23.4.1898) II. Blatt

Visual Library

Ausgabe:
Wöchentlich zwölf mal.
Abonnementspreis:
Vierteljährlich:
in Karlsruhe durch eine Agentur bezogen: 2 Mark 50 Pf., in das Haus gebracht: 2 Mark 80 Pf., durch die Post ohne Zustellgebühr 2 Mark 50 Pf.
Vorausbezahlung.

Redaktion und Expedition:
Hirschstraße 9.

Telephonanschluß Nr. 401.

Badische Landeszeitung

mit täglichem Unterhaltungsblatt und Verlosungsbeilage.

Anzeigegebühr:
Die 1spaltige Kolonelzeile oder deren Raum für Lokale Inserate 15 Pf., für auswärtige Inserate 20 Pf., im Reklameteil 60 Pf. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Bemerkungen:
Unbenützt gebliebene Einsendungen werden nicht aufbewahrt und können nachträgliche Honorar-Ansprüche keine Berücksichtigung finden.

Nr. 94 II. Blatt. Karlsruhe, Samstag, den 23. April 1898.

Badischer Landtag.*)

* Karlsruhe, 22. April.

73. öffentliche Sitzung der Zweiten Kammer.

Am Regierungstisch: Staatsminister Dr. Nokk, Geh. Rat Dr. Arnsperger und Reg.-Kommissäre.

Präsident Gönner eröffnet die Sitzung um 9¼ Uhr.

Eingelaufen ist eine Petition eines Vereins in Karlsruhe, die Besteuerung des Wandergewerbebetriebes betr.

Das Haus tritt in die Spezialberatung des Unterrichtsbudgets ein.

Abg. Fischer II (Ctr.) dankt namens der Stadt Freiburg für die Fürsorge für die dortige Universität und tritt für einen Neubau für das mineralogisch-geologische Institut ein.

Staatsminister Dr. Nokk ist dem Vorredner aufrichtig dankbar, daß er einen Gegenstand angeregt hat, der der Anregung durchaus würdig ist. Die Verhältnisse des Instituts seien sowohl für die Vorlesungen wie für die Sammlung durchaus unzulänglich, umsomehr, da auch das neue Fach der Geographie dort hat untergebracht werden müssen. Es werde sich empfehlen, ein neues Institut aus Staatsmitteln zu errichten, da dies billiger sei, als wenn der Staat dem Universitätsgrundstock 4 Proz. Zinsen vergüte. Schon zweimal sei die Sache ins Staatsministerium gekommen, dort aber gescheitert, nicht am bösen Willen des Finanzministers, sondern an der Finanzlage. Auch wenn man ein neues Kollegienhaus baue, werde man aus technischen Rücksichten ein eigenes kleines Gebäude für das Institut brauchen und er hoffe, daß es gelinge, noch zu diesem Budget einen Nachtrag von 50 000 M. als Anfangsrate einzubringen, sodaß man dann auf dem nächsten Landtag das Institut zu Ende führen könnte. Damit wäre auch für die Geographie und Mathematik gesorgt. Ob die ethnographische Sammlung dort noch untergebracht werden könne, sei noch nicht abgeschlossen.

Abg. Fischer I (Centr.) ist hiervon sehr angenehm berührt, insbesondere auch davon, daß man den schon sehr in Anspruch genommenen Grundstock nicht weiter belaste. Er hätte sonst gewünscht, daß der Staat auch eine kleine Amortisationsquote gewähren würde, damit der Grundstock einigen Ersatz erhalte für die Aufwendungen, die er schon für Bauten gemacht habe. Endlich tritt Redner für etatmäßige Anstellung der Diener an den Universitäten ein.

Staatsminister Dr. Nokk: Man wolle im nächsten Budget versuchen, einige etatsmäßige Dienerstellen zu erlangen.

Berichterstatter Abg. Fieser: Dem Nachtrag stehe von dieser Seite des Hauses nichts entgegen. Der Abg. Fischer I scheine als Grundstock nur die Stiftungsmittel zu betrachten, jedoch sei der Grundstock heute größer, als er jemals war, und zwar durch das, was der Staat beigetragen.

Abg. Heimburger (Dem.): Während früher die Zulassung als regelmäßiger Studierender der technischen Hochschule in Karlsruhe abhängig gemacht war mindestens von dem Besuch von 7 Klassen einer Mittelschule, sei zur Zeit in den Aufnahmsbedingungen auch der erfolgreiche Besuch einer 6klassigen Mittelschule, oder das Reifezeugnis einer 6klassigen Realschule, oder die Absolvierung einer technischen Mittelschule (Baugewerkschule) als zum Studium berechtigend bekannt gegeben. Es werde sogar versichert, daß nicht einmal diese dem doch zu milden Bestimmungen streng durchgeführt würden. Diese milden Bedingungen seien am meisten der Grund, warum die technische Hochschule nicht als gleichberechtigt mit den Universitäten angesehen werde. Er frage, ob die Regierung oder der Senat, der eigentlich gar nicht dazu berechtigt sei, diese Milderung vorgenommen habe.

Staatsminister Dr. Nokk: Seitens der Regierung seien keine Aenderungen gemacht worden. Es komme darauf an, ob die Studierenden ein Staatsexamen machen wollen, um in den öffentlichen Dienst zu kommen, oder nicht. Es sei bestimmt, daß der Rektor im Benehmen mit dem Abteilungsvorstand Ausnahmen zulassen kann. Redner glaube, daß man mit den Ausnahmen möglichst weitherzig sein solle, denn man wisse, daß die menschliche Entwicklung eine sehr verschiedene ist und es Menschen giebt, die erst spät in die Lage kommen, sich eine regelmäßige Bildung zu verschaffen, daß sie aber durch Energie und Intelligenz rasch das Nötige nachholen und bald den Vorlesungen zu folgen vermögen. Die Bestimmungen in Karlsruhe sind ähnlich denen an den andern technischen Hochschulen. Schwierigkeiten im ganzen hätten sich bisher nicht ergeben.

Abg. Heimburger (Dem.) möchte nicht in den Verdacht kommen, weniger liberal zu sein als der Minister. Es handle sich aber nicht um Ausnahmen, sondern um regelmäßige Bedingungen. Es sei auffallend, daß das Professorenkollegium der technischen Hochschule in der einen Angelegenheit so außerordentlich empfindlich, während es auf der andern Seite so genügsam sei.

Staatsminister Dr. Nokk: In den Aufnahmebedingungen seien die vom Abg. Heimburger erwähnten Bedingungen ausdrücklich als „zur Zeit" geltend bezeichnet.

Abg. Fieser (lib.) als Berichterstatter bemerkt, mit der Zulassung zum technischen Studium müsse man so liberal als möglich sein, soweit es sich nicht um Zulassung zum Staatsexamen handle.

Bei der Pos. Wiederaufbau des Marstallgebäudes in Heidelberg erklärt Abg. Fieser, daß die 2 angebauten Remisen beseitigt werden sollten.

Abg. Wilckens (lib.) erklärt das Projekt der Bezirksbauinspektion Heidelberg für gut.

Abg. Eder (Dem.) beschwert sich über die Schwierigkeiten, welche die Behörde den salpeterhaltigen Backsteinen bereite. Die Fabrikanten der Steine gingen dadurch zu Grund.

Abg. Fieser (lib.) befürwortet den Ankauf des Museumsgebäudes für den Bibliothekbau in Heidelberg. Dadurch werde auch eine etwaige Erweiterung des Kollegiengebäudes leicht möglich.

Staatsminister Dr. Nokk kann nur aufrichtig dankbar sein für die Bereitwilligkeit, diesen geradezu idealen Platz für die Bibliothek zu erwerben. Man könne hierzu, wenn man ihn zu einem angemessenen Preis erhalte, umso eher schreiten, als das Fallersche Anwesen Ecke der Plöck- und Grabenstraße unter allen Umständen angekauft werden solle, unter der Voraussetzung, daß das Haus dann von der Stadt übernommen werde. Man laufe also kein Risiko.

Abg. Dr. Wilckens (lib.) hofft auf eine glückliche Lösung. Die Heidelberger seien, das sehe man, bescheidener als die Freiburger. Letztere wollen einen Kollegienneubau und eine Bibliothek, während die Heidelberger zunächst mit der Bibliothek vorlieb nehmen. (Heiterkeit.)

Abg. Delisle (Dem.) rügt, daß das Monument, das sich der Oberbaurat Schäfer in dem Freiburger Bibliothekbau errichte, so teuer komme. Das wäre noch erträglich, wenn der Bau in allen Teilen den Anforderungen entspräche. Nicht alle von ihm im letzten Landtag erhobenen Anstände seien berücksichtigt worden. Wenn es Herren mit humanistischer Bildung nicht oft sehr schwer fiele, aus Zeichnungen die richtigen Schlüsse zu ziehen, wären die Herren von der Universität wohl nicht zur Zustimmung gekommen. Es scheine, daß sich die Freiburger durch den glanzvollen Bau haben hypnotisieren lassen. Schäfer habe das Bedürfnis gefühlt, den Uebergang vom romanischen zum gotischen Stil wieder aufleben zu lassen. Es wäre besser gewesen, wenn er den profanen gotischen Stil oder den Renaissancestil gewählt hätte, der sich besser dem Zweck des Gebäudes anbequemt hätte. Redner tadelt die Teilung eines schönen großen Raumes wegen eines Dienerzimmers. Eine Treppe sei da, die bei Tag beleuchtet werden müsse; die aus den Magazinsräumen auf der östlichen Seite nach dem einen Ausleihezimmer führende Treppe gehe zuerst in umgekehrter Richtung; ein Magazinsraum sei 3½ m hoch, während die anderen nur 2½ m haben, endlich habe das Gebäude 8 kostspielige Giebel; sogar im Hof sei einer angebracht, was eine Verschwendung sei. Hinter diesen Giebeln seien nicht wie sonst Wohnungen, sondern Bodenräume, die zu gar nichts dienen. Man solle 6 oder 7 der Giebel weglassen. Für die Pläne für die Heidelberger Bibliothek möge man eine öffentliche badische oder deutsche Konkurrenz herbeiführen.

Staatsminister Dr. Nokk: Wie die früheren Bemerkungen des Vorredners, so werde man auch die jetzigen nochmals genau prüfen lassen; es seien ja Punkte, die gut noch geändert werden könnten, vorausgesetzt, daß nicht die Kosten sich vermehren und der einmal gewählte Stil geschädigt werde. Bloß auf die Verwendbarkeit können wir bei einem solchen Bau nicht sehen, werden uns also unter Umständen auch einen Giebel gefallen lassen müssen, der nur Boden deckt, weil sonst der Gesamteindruck um einer kleinen Ersparnis wegen schwer geschädigt würde. Der gewählte Stil mag etwas theurer kommen, er paßt aber gut zu dem Freiburger Städtebild und wenn die Summe nicht ungebührlich ist, so darf der Staat als der erste Bauherr des Landes auch etwas künstlerisch schönes in einer Stadt wie Freiburg bauen. Das werde man auch beim Kollegienbau thun müssen und er hoffe dabei auf das Entgegenkommen der Stadt Freiburg. Bei solchen Bauten muß bis zu einem gewissen Grad auch die Aesthetik in ihr Recht treten. Die Kosten sind nicht ausschließlich der Gotik zuzuschreiben. In Basel sei auch ein neues Bibliothekgebäude errichtet worden. Die Schweizer verstehen zu rechnen und doch hat das Gebäude, das kleiner als das Freiburger ist, über 800 000 M. gekostet (700 000 M. ohne Bauplatz soll der Freiburger Bau kosten. D. Red.) In Straßburg wurde ein allerdings größerer Bibliotheksbau erstellt. Dieser war nicht gotisch, aber außerordentlich viel theurer und kaum war er erstellt, so tamen kritische Aufsätze, daß er sehr schön sei, aber große Mängel habe. Wir werden uns möglichst bemühen, die Kosten einzuhalten.

Abg. Fischer I (Ctr.) glaubt, daß die Ueberschreitungen einigermaßen vermieden worden wären, wenn die Vergebung der Arbeiten nicht hinausgezogen worden wäre. Auf Fragen, die von den Sachverständigen zu erledigen seien, wolle er nicht eingehen. Er glaube, daß die Freiburger sich vom Oberbaurat Schäfer so wenig wie vom Abg. Delisle hypnotisieren lassen. Mit den Ausführungen des Ministers sei er einverstanden. Er hoffe, daß durch die neuen Erhebungen die Fortführung des Baues nicht zu lange verzögert werde. Es gehe sowieso langsam genug und man höre, daß es an der Ablieferung der Detailpläne seitens der Bauleitung fehle. Der Abg. Wilckens habe einen Gegensatz zwischen Heidelberg und Freiburg konstruiert, aber dieser Gegensatz bestehe eher in umgekehrter Richtung, was Herr Wilckens auch von seinem Kollegen Winterer hören könne. Die Pfälzer seien den schwerfälligen Alemannen im Fordern über.

Abg. Hug (Ctr.): Man habe nicht allen Anregungen Delisles Rechnung tragen können. Den Zweckmäßigkeitswünschen Delisles könne man entsprechen, aber der Aesthetik des Baues dürfe kein Eintrag geschehen.

Abg. Dr. Wilckens (lib.) muß sich darüber wundern, daß der Abg. Fischer I seinen harmlosen Scherz so tragisch genommen. Er wie sein Kollege Winterer verlangten nur das notwendige.

Abg. Fieser (lib.) erklärt in seinem Schlußwort als Berichterstatter, daß er die Dienerwohnung für so unmöglich halte wie Delisle. Auch sei es unzweckmäßig, daß die Treppe nach dem Ausleiheraum zuerst in entgegengesetzter Richtung laufe. Das müsse anders gemacht werden. Dagegen könne er mit der Bemängelung des Baustils nicht einverstanden sein. Ein Renaissancebau sei in Heidelberg, aber nicht in Freiburg am Platz. Er hätte nur gewünscht, daß durch Unterstützung der Stadt Freiburg das Konviktsgebäude, wenigstens soweit es aus dem Häusermeer hervorragt, nicht als einen Zweckmäßigkeitsbau erstellt worden wäre. Er sage das, obwohl es sich um ein Konvikt handle. (Heiterkeit.) Nun habe sich ein Streit entsponnen zwischen Freiburg und Heidelberg, welches von beiden uns theurer sei. Er glaube, daß mit Ausnahme der beiderseitigen Vertreter das Urteil einstimmig dahin laute, daß zwischen beiden auch mit der Lupe nicht der geringste Unterschied zu entdecken ist und beide uns gleich teuer kommen. (Heiterkeit.)

Abg. Lauck (Ctr.) wünscht, daß in Freiburg eine stationäre Ohren- und Nasenklinik errichtet werde, wie solche auch an kleineren Universitäten bestehe. Die jetzigen Verhältnisse seien unzulänglich. Er bitte um die Bewilligung der beantragten 5000 M.

Abg. Fischer II (Ctr.) teilt selbstverständlich alle Wünsche, die sein lieber Freund Lauck vorgetragen. Die Fakultät habe sich für Umwandlung der ambulatorischen Kliniken in stationäre ausgesprochen.

Staatsminister Dr. Nokk: Nach Bewilligung der 5000 M. könne man eine etwas breitere Fürsorge eintreten lassen, aber zur Errichtung stationärer Kliniken reichen die 5000 M. nicht. Er stelle es dem Hause anheim, ob es mehr bewilligen wolle.

Abg. Lauck (Ctr.) stellt mit Unterstützung der Abgg. Pfefferle (lib.), Dreesbach (Soz.) und Gen. den Antrag, statt 5000 M. 10 000 M. für Mieten von Räumen zu bewilligen.

Staatsminister Dr. Nokk glaubt, daß man mit diesen Mitteln eine stationäre Ohrenklinik schaffen und für die Nasen- und Rachenklinik bessere Verhältnisse erzielen könne. Letztere Klinik könne dann im nächsten Budget stationär werden.

Abg. Frank (lib.) bittet um Ablehnung des Antrags. Er habe es bisher noch nicht erlebt, daß solche Forderungen über das Verlangen der Regierung hinaus erhöht werden.

Abg. Fischer II. (Ctr.) tritt für den Antrag ein und bittet dringend, gleichzeitig auch für die laryngologische Klinik zu sorgen. Frank solle bedenken, daß es sich um Kranke handle.

Abg. Wacker (Ctr.) bemerkt Frank gegenüber, daß man auch schon auf dem Gebiet, dessen hauptsächlichster Förderer Frank sei, erhöhte Summen bewilligt habe. Eben werde ihm gesagt, daß Frank selbst in dieser Richtung seinen Namen unter einen Antrag gesetzt habe. (Abg. Fieser nießt kräftig. Abg. Wacker nickt Fieser wiederholt ein freundliches Prosit zu. Große Heiterkeit.)

Abg. Birkenmayer (Ctr.): Frank mache in solchen Fällen leider immer Opposition, während dieselbe bei ganz anderen Fällen am Platze sei. Auch aus konstitutionellen Gründen solle man den Antrag annehmen. Die Regierung habe das Recht, Vorschläge zu machen, die Kammer aber zu bestimmen, wie viel gegeben werden solle.

Abg. Hug (Ctr.): Wenn es sich um eine bedeutende Erhöhung handeln würde, wäre er auch dagegen. Aber das sei nicht der Fall und es handle sich um ein dringendes Bedürfnis, wie Lauck mit den in die tausende zählenden Fällen bewiesen. Auch komme die Summe nicht ins ordentliche Budget.

Abg. Pfefferle (lib.) tritt für den Antrag ein. Aus dem ganzen Oberlande sei der Zulauf in diese Kliniken groß. Man könne diese Forderung also gut vertreten.

Abg. Frank (lib.): Das Bedürfnis habe er nicht bestritten, aber in Heidelberg könne ihm Rechnung getragen werden. Er habe die Art und Weise, wie der Antrag hier eingebracht wurde, beanstandet. Bei dem Antrag, den er unterzeichnet habe, handle es sich um die Erhöhung einer Summe, die schon im Budget bestehe. Bisher sei es üblich gewesen, solche Anträge in der Kommission zu stellen. Später komme die Summe doch ins ordentliche Budget. Es scheine ihm, als ob der Budgetpräsident hier seinen Freunden nicht entgegentreten wolle. (Unruhe im Centrum.)

Staatsminister Dr. Nokk: Die Regierung erkenne das Bedürfnis für den Antrag an. Allerdings habe der Vorredner recht, daß ein Teil der Summe später im Ordinarium erscheine. Wegen der kleinen Summe, die für die Leidenden aber sehr wichtig sei, solle man keine Bedenken haben. Er hoffe, daß man mit weiteren 5000 M. gleichzeitig auch die Nasenklinik werde stationär machen können.

Abg. Lauck (Ctr.) bedauert in seinem Schlußwort, daß sein lieber Freund Frank über seinen Antrag in solche Aufregung gekommen. Redner begründet den Antrag nochmals.

Abg. Fieser (lib.) glaubt in seinem Schlußwort auch, daß nach den gegebenen Darlegungen der Abg. Frank für den Antrag stimmen könne. Frank gehöre gerade zu denen, die stets ein sehr fühlendes Herz für die Notleidenden hatten und er glaube, daß seine Ausführungen auf einem Mißverständnis beruhen. Die Hauptschuld an der Erregung Franks trage ein Mann, von dem er es nicht erwartet hätte, daß er so gegen Frank losgehe, nämlich der Abg. Birkenmayer, der ja mit einer wahren Berserkerwut von Waldshut zurückgekehrt sein scheine (große Heiterkeit) und zuletzt sogar die konstitutionelle Frage aufgeworfen habe.

Der Antrag Lauck wird einstimmig angenommen. (Abg. Lauck spaziert gravitätisch durch den Saal und schüttelt dem Abg. Frank gerührt die Hand. Große Heiterkeit.)

Abg. Fieser (lib.) erfüllt eine Pflicht der Dankbarkeit, indem er auf die reichen Gaben zur Ausschmückung des Karlsruher Aulabaues hinweist, die zusammen den Betrag von 75 000 M. erreichen. An der Spitze der edlen Spender, deren Namen er mitteilt, stehen, wie nicht anders zu erwarten, JJ. KK. HH. der Großherzog und die Großherzogin. Mit dieser Spende beginne auch bei uns eine Uebung, die in Amerika schon in großartiger Weise zu finden sei. Der Geh. Rat Engler habe ihm mitgeteilt, daß seinem Kollegen in New-York 2 Mill. Dollars für ein Chemikum daselbst zur Verfügung gestellt wurden. Unsere technischen Hochschulen stünden den naturwissenschaftlichen Fakultäten in keiner Weise nach, übertreffen sie sogar in mancher Beziehung an wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Bedeutung. Gefreut habe er sich über die Bewilligung eines neuen chemischen Instituts, das unter seinen ganz hervorragenden Lehrkräften die höchste Bedeutung erhalten habe. Redner äußert sich des näheren über die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit des Gebäudes der Technischen Hochschule und spricht sich gegen die Unterbringung von Sammlungen in demselben aus.

Staatsminister Dr. Nokk freut sich, daß der Berichterstatter dem Dank für die zahlreichen Spender für die Ausschmückung des Aulabaues Ausdruck gegeben. Diese Spenden seien ein erfreuliches Zeichen der Anhänglichkeit. Für dieses Eindringen des Amerikanismus bei uns haben wir nur ein freudiges Willkommen. Der Universität Chicago seien im ganzen 67 Millionen gespendet worden. Bei uns dagegen muß vorläufig noch der Staat eingreifen. Dank dem Wohlwollen des Großherzogs wurde in Karlsruhe die Platzfrage gelöst und der alte Bau kann jetzt ganz Unterrichtszwecken dienen. Das Sammlungsgebäude in Karlsruhe werde man ausbauen.

Sämtliche Forderungen werden genehmigt.

Seitens des Finanzministeriums ist ein Gesetzentwurf betr. die einstweilige Forterhebung der Steuern im Mai eingelaufen, desgleichen ein umfangreicher Gesetzentwurf betr. die Besteuerung des Liegenschaftsverkehrs. Darnach wird besteuert der Erwerb von Liegenschaftseigentum durch entgeltliche Rechtsgeschäfte und durch Zuschlag bei Zwangsversteigerungen. Die Besteuerung bei Liegenschaftserwerb durch Erbschaft bleibt einer besonderen Vorlage vorbehalten.

Der letztere Gesetzentwurf geht auf Vorschlag des Abg. Fieser an die Justizkommission.

Schluß 1 Uhr. Morgen vormittag 9½ Uhr Mittelschulen.

Infolge eines lapsus calami ist im gestrigen Bericht der Abg. Mampel als Bekämpfer des angeblichen 16 Millionenbudgets der Universitäten genannt. Wie schon in der Schlußrede des Berichterstatters Fieser zu lesen war, ist es Mampels Kollege Pfisterer gewesen, der in seinem „entsetzlichen Irrtum" gegen das Hochschulbudget sprach.

---

* Tagesordnung der 74. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer auf Samstag, den 23. April 1898, vormittags 9 Uhr. 1. Anzeige neuer Eingaben. 2. Fortsetzung der Beratung des Berichts der Budget-Kommission über das Budget des Großh. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts für die Jahre 1898/99: Titel IX der Ausgaben, Titel III der Einnahmen (Unterrichtswesen); Titel X der Ausgaben (Wissenschaften und Künste). Berichterstatter: Abg. Fieser.

Der lateinische Stil in der Prima unserer Gymnasien.

(Schluß.)

Unser Gegner hat die von uns erhobene Forderung, den griechischen Stil mit samt dem lateinischen in Prima und in der Reifeprüfung abzuschaffen, weiterhin dadurch zu widerlegen geglaubt, daß er die von Herrn Staatsminister Nokk in der Kammer gegebene bezügliche Darlegung wiederholte, ferner dadurch, daß er die von der Behörde angeordnete Praxis als „die denkbar mildeste" bezeichnete, doch wohl um damit zu sagen, daß eine solch' unschuldige Sache ganz und gar zu Unrecht den Unwillen der Eltern oder gar des Herrn Abgeordneten Fieser errege.

Herr Nokk führte aus, „beim Studium der alten Sprachen dürfe die formale Seite nicht so herabgedrückt werden, daß man keine Festigkeit, keine bestimmtere und sichere Erkenntnis des sprachlichen Ausdrucks mehr erreiche; denn sonst habe der Genuß der Lektüre und das Verständnis ein Ende." Gewiß, einverstanden, wer wollte das bestreiten? Jeder Einsichtige wird verlangen, daß, wer die alten Sprachen lernen will, tüchtig Grammatik treibe, nur das Notwendige freilich, aber dies gründlich, bestimmt, sicher, und wir selbst haben zugegeben, daß zur Durchführung dieser Forderung reichliche mündliche und schriftliche Uebungen nötig sind. Aber folgt hieraus etwa die Aufrechterhaltung des jetzigen Zustandes, der eben nur aufrecht erhalten wird, weil er überkommen ist und weil er das Fortbestehen der philologischen Vorherrschaft bedeutet? Wir wissen ja, wie ausdauernd, wie heftig unsere deutschen Altphilologen um das Beibehalten des lateinischen Aufsatzes gekämpft haben, als ob mit seinem Fall das Gymnasium selbst falle! Ganz ebenso zähe halten sie jetzt die Forderung des lateinischen und griechischen Stiles fest — ganz ebenso wie früher wollen sie sagen: mit dem Stil in Prima fällt das Gymnasium! Es ist geschichtlich nachgewiesen, sagt H. Schiller, daß „heute an Stelle des philologischen Gymnasiums das humanistische treten muß; es ist also wirklich nicht schade, wenn das fällt, was eben nur durch das philologische Gymnasium veranlaßt war."

Der Herr Abg. Fieser hat 1896 in jener Kammersitzung sofort die Folgerung des Herrn Staatsministers, als ob jene Uebungen nun auf ewig in Prima beibehalten werden müßten, als verfehlt bezeichnet. Und wer wollte mit Recht behaupten, daß bis zum Beginn von Prima, nach voll siebenjährigem Lateinbetrieb nach fast dritthalbtausend lateinischen Unterrichtsstunden „die formale Seite" noch nicht genügend behandelt sei, daß „die grammatischen Gesetze" noch nicht genügend eingeprägt seien, daß man jetzt nicht endlich zu einer reichlicheren Lektüre kommen müsse und könne? Gerade unser Gegner beweist deutlich mit seinen nur 35 ungenügenden von im ganzen 408 Arbeiten, daß die Grammatik „sitzt". Ein so verständiger und gemäßigter Mann wie Prof. Ziegler in Straßburg klagt, daß die Gymnasien „keine philologischen Fachschulen" sein sollten; „dazu haben sie leider Gottes allzu eifrige und allzu einseitig gebildete philologische Lehrer machen wollen" und, muß man beifügen, leider auch gemacht. Und H. Schiller meint anschließend, der hierdurch verursachte „Schaden wird dauern, so lange der lateinische Stil eine entscheidende Leistung in der Reifeprüfung bleibt; denn so lange wird der gerade am Lateinischen entwickelte und so lange gepflegte philologische Betrieb nicht beseitigt werden."

Unser Artikelgegner freilich meint, durch die jüngste Verordnung unserer Behörde sei „die mildeste Praxis" im Stilbetrieb angeordnet. In der That, die allseitig in der Kammer erhobenen Klagen haben die Wirkung gehabt, daß man neue Zügel anlegte: mild ist die Praxis gedacht — wird sie aber so ausgeführt werden,

---

*) Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wird sie so ausgeführt werden können? Angenommen, sie werde so ausgeführt, wie sie vorgeschrieben ist, was soll ein solcher Schein von Arbeit noch nützen? Einerseits in der Mehrzahl Hausarbeiten, hierbei die fremde Hilfe selbstverständlich vom umsichtigen Lehrer, auch wenn er sie erkennt, kaum zu unterdrücken, dazu gewiß ein stärkeres Maß von Hausaufgaben — anderseits Schularbeiten bei steter Unterstützung des Lehrers! Wozu noch? Lasse man ihn doch vollends verklingen, diesen Grabgesang des lateinischen Stiles vergangener Zeiten! Aber kann die vielleicht wirklich als mild gedachte Praxis mild bleiben? Wird sie sich nicht alsbald zu einer weniger milden umgestalten? Muß sie dies nicht? Am Ende der gymnasialen Dinge steht doch die Reifeprüfung, einer ihrer Hauptbestandteile ist der lateinische Stil, und dieser „soll den Nachweis über die Gründlichkeit der sprachlichen Bildung geben" und „soll von stilistischer Gewandtheit zeugen", und ordentliche öffentliche Professoren der Philologie sind oft die Prüfungskommissare! Wir möchten den Lehrer sehen, der nicht bestrebt wäre, pflichtmäßig bestrebt sein müßte, einen „guten Stil" aufzuweisen. Also was wird, was muß die Rückwirkung jenes Prüfungsstiles sein? „Jene Verfügung," sagt H. Schiller, „wird nicht gehalten werden, und die Lektüre und die geschichtliche Kenntnis des Altertums bezahlen die Zeche." Was ergiebt sich somit zwingend aus solcher Erwägung? Die Notwendigkeit, den lateinischen Stil in der Reifeprüfung abzuschaffen, sein Absterben in der Prima wird ihm naturgemäß folgen.

Zum Schluß noch einige Worte über zwei höchst sonderbare Bemerkungen unseres Gegners.

Er thut, als ob es uns darum zu thun sei, „der Jugend vorzureden, es geschehe ihr Unrecht, wenn man geistige Anspannung von ihr verlange." Gegen solche durch nichts gerechtfertigte Unterstellung müssen wir Einsprache erheben; auch wir „halten es geradezu für eine Versündigung an dem heranwachsenden Geschlecht, wenn man ihm den Segen der Arbeit verkümmert." Aber auf dem heutigen Stilschreiben der Prima ruht eben kein Segen mehr — deshalb fort damit! Wohl aber soll die Jugend innerhalb der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit tüchtig, jedoch nur zu tüchtiger produktiver Arbeit angehalten werden — eben aus diesen Gründen auch zu mathematischen Studien. Ueber deren Umfang läßt sich ja reden: daß sie aber und daß sie gründlich betrieben werden sollen, dafür bürgt uns der göttliche Platon, der betreffs des geringfügigen mathematischen Unterrichtes in Athen einmal sagt: „Mich bedünkt, so etwas komme nicht Menschen, sondern einer Herde von Schweinen zu, und ich schäme mich nicht bloß in meiner Seele, sondern auch in der aller Hellenen."

Der zweite Punkt, der noch der Klarstellung bedarf, ist der Vorwurf des Gegners, unser Aufsatz habe die Stellung Schillers zur Stilfrage falsch angegeben oder vergessen, richtig darzustellen; der Gegner sagt, nur mit Rücksicht auf Preußens Schulreform, die das Latein so sehr beschnitten, sei Schiller „zu dem Ergebnis gekommen, daß man dann auch den lateinischen Stil fallen lassen könnte". Das ist nicht wahr. Schon 1891, also vor der preußischen Schulreform, schreibt Schiller: „Ich möchte einen Schritt weiter gehen und geradezu vorschlagen, daß die Uebersetzung ins Lateinische aus der Reifeprüfung und aus dem Primaunterricht verschwinde. Schon jetzt sind die Ergebnisse des Uebersetzens ins Lateinische verhältnismäßig gering, und sie sind nur da erträglich, wo auf Kosten der Lektüre die grammatisch-stilistische Seite vorwiegt." Und vor kurzem schreibt Schiller erneut: „Man sollte sich doch ernstlich überlegen, ob nicht der auf der Konferenz von 1890 vom Kaiser vorgeschlagene Weg, die lateinische Schreibübung mit Obersekunda abzuschließen, weit empfehlenswerter ist als der jetzige Zustand, der eine unglückselige Halbheit bleibt, bei der weder das eine noch das andere erreicht werden kann. Denn der oft (auch in der Kammer von Nokk) vorgebrachte Einwand, die Schüler könnten nicht so viel lesen, wenn nicht die Schreibübungen beibehalten würden, ist nichts weiter als eine unbewiesene Behauptung." Der Herr Gegner ersieht hieraus, daß wir seinem freundlichen Rate, unsere Studien in pädagogischer Litteratur fortzusetzen, dankbar gefolgt sind, und wir könnten ihm als Ergebnis unserer Studien leicht noch manche andere Männer namhaft machen, die wie Schiller die Abschaffung des lateinischen (und griechischen) Stiles in der Reifeprüfung und in der Prima der Gymnasien laut und energisch verlangen — Schiller wurde hier nur als typisches Beispiel gewählt.

Wir kommen zum Ende und wiederholen, wie sehr notwendig es ist, daß solche den landläufigen und immer noch in gutem Glauben hingenommenen altphilologischen Behauptungen entgegenstehende Urteile erfahrener und in verantwortlichen Stellungen befindlicher Fachmänner in den weitesten Kreisen bekannt werden, und erneut sprechen wir die Hoffnung aus, daß unsere Kammer durch klare energische Aussprache ihrer Meinung den unnötigen und überlebten Forderungen der Philologen strengster Observanz ein Ende bereite. Möge eine langsam reformierende Thätigkeit glücklich Neues anbahnen und gestalten!

Aus der Residenz.

* Karlsruhe, 22. April.

‖ **Zur Vereinigung der Grund- und Pfandbücher.** Nach dem Gesetz vom 14. April d. J., „die Vereinigung der Grund- und Unterpfandsbücher betreffend", müssen sämtliche Einträge, die vor dem 1. Januar 1889 zur Eintragung kamen, erneuert werden, soweit dieselben seit diesem Zeitpunkte nicht bereits erneuert oder nach § 17 des Pfandgesetzes vom 29. März 1890 behandelt worden sind. Das Verzeichnis der sämtlichen in Frage kommenden Einträge aus den Jahren 1810 bis zum 1. Januar 1889 ist aufgestellt und umfaßt für die Stadtgemeinde Karlsruhe an 4000 Nummern. — Am meisten beteiligt sind die öffentlichen Kassen, für die chronologische Verzeichnisse der sie betreffenden Einträge von der Grund- und Pfandbuchführung gefertigt werden. Die Privatpersonen, für welche zu bereinigende Einträge in den hiesigen Büchern noch offen stehen, werden im Verlaufe dieses Sommers gruppenweise auf die Grund- und Pfandbuchführung bestellt zur Information und etwaigen Antragstellung. Auf diese Weise wird sich in Karlsruhe das große Vereinigungsgeschäft in einer für sämtliche Beteiligten verhältnismäßig raschen, sicheren und zufriedenstellenden Weise abwickeln lassen.

= **Schwarzwaldverein.** Eine reiche Fülle der interessantesten Photographien war gestern abend im Saale III der Brauerei Schrempp ausgestellt, um dem Vortrage des Herrn Direktor Götz über seine Orientreise als Illustration zu dienen. Leider hatte Herr Direktor Götz infolge Erkrankung im letzten Augenblick noch absagen müssen, so daß sich die zahlreich versammelten Mitglieder des Vereins mit dem Betrachten der Bilder begnügen mußten. Eine kleine Entschädigung für den ausgefallenen Vortrag suchten die Herren Geh. Finanzrat Hildebrandt und Buchdruckereibesitzer Reuß den Mitgliedern zu bieten, indem der erstere eine Reise durch Schottland beschrieb und der letztere eine selbsterlebte alpine Humoreske erzählte.

= **Das heutige Unterhaltungsblatt Nr. 93** enthält: Der Erbe von Ladenburg (Roman von L. Haidheim, 35. Forts.). — König Albert von Sachsen. — Havanna. — Verschiedenes: Zur silbernen Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin Leopold. Weibliche Detektive. Die neueste Mark Twain-Anekdote. — Litterarisches: Julius Stettenheim „Das Lied von der versunkenen Glocke und andere Parodien. — Humoristisches und Rätsellösung.

□ **Unfall.** In einem Neubau der Rankestraße fiel gestern vormittag ein verheirateter Maurer von Wössingen aus Unvorsichtigkeit 2½ Meter tief in den Keller und zog sich dadurch eine leichte Kopfwunde zu, welche ihn einige Tage arbeitsunfähig macht.

□ **Ueberfahren.** Gestern vormittag nach 9 Uhr wurde ein 4 Jahre alter Knabe aus der Viktoriastraße an der Ecke der Sofien- und Hirschstraße von einer Droschke überfahren, so daß der Knabe am Kopf und Schienbein leichte Verletzungen und Quetschungen erlitt.

Kunst und Wissenschaft.

* Karlsruhe, 21. April. (Großh. Hoftheater.) Am Sonntag, den 1. Mai wird Gounods Oper „Romeo und Julia" neu einstudiert in Scene gehen. Die Partie der Julia liegt in den Händen von Henriette Mottl. Weiterhin bringt die Oper am Dienstag, den 26. April „Die kleinen Savoyarden", das Ballet „Die Bauernhochzeit" und „Gute Nacht, Herr Pantalon", am Donnerstag, den 28. „Zar und Zimmermann". Im Schauspiel gelangt am Freitag, den 29. April „Coriolan" zur Aufführung.

Verschiedenes.

w **London**, 22. April. Ein in der Viktoria-Street im Bau befindliches Haus stürzte gestern nachmittag ein. Fünf Arbeiter wurden getötet, viele andere verletzt.

Handel und Verkehr.

Frankfurt a. M., 22. April. **(Schlußkurse 2 Uhr 87 M.)** **Wechsel Amsterdam** 169.22, **London** 205.30, **Paris** 81.05, **Wien** 169.50, **Ital.** 74.60, **Privatdisk.** 3⅞, **Napoleon** 16.21, **4% Deutsche Reichsanl.** abg. 3½) 102.70, **3proz. Deutsche Reichsanl.** 96.20, **4% Preuß. Konsols.** abg. 3½) 102.50, 3½% **Baden in Gulden** —.—, 3½% **Baden in Mark** 100.45, 3½ proz. do. 101.80, 3proz. do. 1896 95.—, **4proz. Monopolgriechen** 41.25, 3proz. **Italiener** 90.—, **Oesterr. Goldrente** 101.65, **Oesterr. Silberrent** 85.10, **Oesterr. Lose von 1860** 124.40, 4½ proz. **Portug.** 28.—, **Neue 3proz Russen** 67.60, **4proz. Serben** 65.50, **Spanier** 32.40, **Türkenlose** 33.75, — **Türken D.** —.— **4proz. Ungarn** 101.50, **Ungar. Kronenrente** 98.75, **5proz. Argentinier** 72.—, 5prozentige **Chinesen** 99½, **6proz. Mexikaner** 90.20, **5proz. Mexikaner** 84.30, **3proz. Mexikaner** 22.—, **Berliner Handelsgesellsch.** 155.40, **Darmstädter Bank** 156.10, **Deutsche Bank** 119.—, **Dresdener Bank** 154.30, **Badische Bank** 122.—, **Rheinische Kreditbank** alte 140.—, do. neue —.—, **Rhein. Hypothekenb.** alte 168.—, do. neue —.—, **Pfälzer Hypothekenb.** 163.05, **Oesterr. Länderb.** 183½, **Wiener Bankverein** 218½, **Ottomanebank** 102.—, **Mainzer** —.—, **Elbthal** —.—, **Schweiz. Zentral** 135.—, **Schweiz. Nordost** 98.30, **Schweiz. Union** 70.80, **Jura-Simplon.** 80.30, **Mittelmeer** 93.50, **Meridional** 131.50, **Bad. Zuckerfabrik** 50.—, **Harp.** 175.30, exci., **Nordd. Lloyd** 107—, **Hamb. Amerika** 109.—, **Maschinenfabrik Grießner** 242.—, **Karlsruher Maschinenfabrik** 196½. La Veloce St.-A. Le. 70½. Tendenz: besser.

* **Berlin** 22. April. **(Schlußkurse.)** **4% Reichsanleihe** 102.60, 3% **Reichsanleihe** 96.20, **4% Preuß. Kons.** 102.60, **Kreditaktien** 217.—, **Diskonto-Komm.** 190.60, **Dresdener Bank** 154.50, **Nationalbank für Deutschl.** 141.50, **Bochumer** 205.40, **Gelsenk. Bergwerk** 175.20, **Laurahütte** 181.60, **Harpener** 175.80, **Dortmunder** 94.90, **Ver. Köln-Rottweiler Pulverfabrik** 228.50, **Deutsche Metallpatronenfabrik** 330.—, **Kanada Pacific** 80.80. **Privatdiskont** 3¾ %. Auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Spanien und Amerika eröffnete die Börse flau bei durchweg niedrigen Kursen. Jedoch war das Angebot kein drängendes. Kanada Pacific 4 Proz. niedriger. Fonds ungleichmäßig. Eisenbahnen behauptet. Italiener schwach, desgleichen Türken. Spanier im freien Verkehr bei sehr geringem Geschäft zu 32½.

Drahtberichte.

w **Homburg**, 22. April. Der Kaiser ritt gestern mit Gefolge zur Saalburg, woselbst er sich eigenhändig an den Ausgrabungen beteiligte. Die Abreise des Kaisers erfolgte heute nachmittag 6 Uhr 25 Min. Die Kaiserin begleitet den Kaiser bis Schloß Rumpenheim, woselbst die Majestäten heute zum Geburtstage des Prinzen Friedrich Karl von Hessen bis 10 Uhr verweilten. Der Kaiser reist um 10 Uhr 25 Min. nach Dresden, die Kaiserin um 11 Uhr 30 Minuten nach Homburg.

w **Dresden**, 22. April. Anläßlich der Feier des 70. Geburtstages des Königs gab gestern abend die Stadt Dresden im Ausstellungspalaste ein großes Fest, an welchem die Königsfamilie, das diplomatische Korps, die Minister 2c. teilnahmen.

w **Dresden**, 22. April. Im Laufe des Vormittags trafen zur Geburtstagsfeier des Königs ein: Der Herzog von Genua, Prinz Albrecht von Württemberg, Fürst von Hohenzollern, Kronprinz von Schweden-Norwegen, Großherzog von Hessen, Erbgroßherzog von Baden, Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, Christian von Schleswig-Holstein, Großfürst Paul Alexandrowitsch von Rußland.

w **Wien**, 22. April. Der Minister des Auswärtigen, Graf Goluchowsky, ist nach Dresden abgereist.

Der Krieg um Cuba.

* Den plötzlichen Ausbruch einer spanischen Ministerkrisis hat das „Wolff'sche Bureau" (s. I. Blatt) sehr unvollständig, ohne jede Andeutung der Veranlassung gemeldet. Der „Frankf. Ztg." wird darüber aus Madrid gemeldet: Eine vollständige Ministerkrisis ist infolge der ersten Sitzung der Cortes ausgebrochen. Viele Abgeordnete ließen sich dahin aus, daß eine bisher so schwache Regierung nichts tauge zur Leitung der jetzigen Geschäfte. Sagasta überreichte die Demission des ganzen Kabinetts. Elduayen, Silvela und Campos wurden in den Palast gerufen. Als der letztere aus dem Palast trat, sagte er, er habe der Königin geraten, die liberale Partei am Ruder zu lassen. Zeigten die Kammern sich feindlich, dann solle sie Silvela (das Haupt der neuen konservativen Partei. Red.) berufen. Könne dieser sich nicht halten, dann werde er, Campos, ein Militärregiment einsetzen. Sagasta dürfte bleiben. (Das gegenwärtige liberale Ministerium wurde am 4. Oktober 1897 gebildet. Elduayen ist Führer der Altkonservativen und Silvela wie Martinez Campos gehören zur neuen konservativen Partei, die sich im Januar d. J. aus der früheren Canovistischen Partei und den Silvelisten zusammensetzte. Red.)

w **Madrid**, 22. April. Die Königin Regentin hatte gestern abend eine Besprechung mit mehreren politischen Persönlichkeiten. Der Präsident des Senats sprach sich der Königin-Regentin gegenüber dahin aus, das gegenwärtige Kabinett ohne jede Aenderung in der Zusammensetzung müsse auch weiterhin der Lage die Stirn bieten. Der Präsident der Kammer äußerte sich in gleichem Sinne, ebenso Marschall Martinez Campos, der sich im Falle, daß die Liberalen und Konservativen Schwierigkeiten machen würden, die Regierung weiter zu führen, bezw. zu übernehmen, selbst zur Verfügung stellte.

w **Madrid**, 22. April. Gestern abend 8 Uhr scharte sich vor dem Geschäftsgebäude der amerikanischen Versicherungsgesellschaft „Equitable" eine Menschenmenge zusammen und verlangte die Ersetzung der amerikanischen Fahne durch eine spanische, welchem Verlangen unter den jubelnden Zurufen der Menge Folge geleistet wurde. Ebenso wurde das Wappenschild durch ein anderes ersetzt. Die Teilnehmer an der Kundgebung begaben sich darauf zum Bahnhof, um zwei abfahrenden Regimentern Kundgebungen zu bereiten und von dort nach dem militärischen Klubhause die amerikanischen Schilder sollen heute überall entfernt werden. Später durchzogen etwa 6000 Personen mit Fahnen unter den Rufen: „Es lebe Spanien! Es lebe die Armee und Marine! Nieder mit den Yankees!" die Hauptstraßen der Stadt. Später wurde auch vor der französischen Botschaft eine Beifallskundgebung veranstaltet. Als die Menge vor die Präfektur zog, hielt der Präfekt eine Ansprache, in welcher er sagte, die Menge könne nach Herzenslust manifestieren, möge sich dann aber zurückziehen! Die Menge klatschte Beifall.

w **Madrid**, 22. April. Die Note, welche dem amerikanischen Gesandten von dem Minister des Auswärtigen zugegangen ist, um ihn zur Abreise zu veranlassen, besagt: „Mit Bedauern teile ich Ihnen mit, daß, nachdem der Präsident der Vereinigten Staaten die Resolution der beiden Häuser genehmigt hat, welche eine Kriegserklärung in sich schließen, die Beziehungen zwischen den beiden Staaten abgebrochen sind und daß die Regierung Spaniens keine weitere Mitteilung seitens Amerikas entgegennehmen wird. Aus demselben Grunde hat der spanische Gesandte in Washington, Bernabé, Washington bereits verlassen. Ew. Excellenz werden dementsprechend thun, was Ihnen angemessen erscheint."

w **Key-West**, 22. April. Das Auslaufen des Geschwaders war heute früh 5¾ Uhr beendet.

w **Havanna**, 22. April. Eine Proklamation des Generalgouverneurs Blanco fordert die Cubaner auf, die fremde Invasion mit Waffengewalt zurückzuweisen.

w **Petersburg**, 22. April. Das „Journal de St. Petersburg" schreibt bezüglich des spanisch-amerikanischen Konfliktes: Man könne sagen, daß in dem gegenwärtigen Konflikte das Gewicht der Vergangenheit auf der Gegenwart laste. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten hat mit so viel Eifer die einzelnen Phasen des Kampfes auf Cuba verfolgt, ihre Sympathien für die Sache der Insurgenten haben sich mit solcher Stärke kundgegeben, daß man sagen kann, der Konflikt sei gewissermaßen durch die Macht der Verhältnisse herbeigeführt worden.

w **New-York**, 22. April. Eine Depesche des „New-York Herald" aus San Juan de Puertorico meldet: Im Bezirke Ponce, im südlichen Teile von Puertorico sei ein Aufstand ausgebrochen und überall auf der Insel drohen Unruhen auszubrechen.

* England und Amerika schließen sich näher zusammen. Die englische Presse weist auf die Zusammengehörigkeit der angelsächsischen Rasse hin und die „Times" giebt dieser Empfindung folgenden überschwenglichen Ausdruck: „Die Vereinigten Staaten werden sich in den Krieg begeben mit der zähen Thatkraft, die eines der bestimmtesten Kennzeichen der Gemeinschaft an Blut, Herkunft und Temperament zwischen ihnen und uns bildet. Die Amerikaner sind zum Vorgehen gedrängt worden durch Empfindungen, die ihnen schon mehrmals ernste Handlungen eingegeben haben, und welche die Völker englischer Sprache hierlands wie in unsern Kolonien teilen. Die Amerikaner werden den Krieg auf angelsächsische Art betreiben. Mag der Krieg kurz oder lang sein — es kann kein Zweifel über dessen Ausgang bestehen, ebensowenig wie über die Richtung, in der sich die Sympathien und die Hoffnungen des englischen Volkes bewegen." Aus New-York wird gemeldet: Der Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in London, White, sei in einer geheimen Mission in Washington. Eine Allianz sei im Werke. White teile dem Präsidenten Mc. Kinley die Ansichten des Prinzen von Wales über diese Frage mit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Otto Reuß;
verantwortlich für den Anzeigenteil: Ludwig Lorbach,
beide in Karlsruhe.

Eisen-Somatose eisenhaltiges Fleisch-Eiweiss
hervorragendes Kräftigungsmittel für **Bleichsüchtige.**
970.30.12.

Für die **Abgebrannten in Unterlenzkirch** gingen ferner ein: von Frau B. Weeber, Generalstaatskassiers Wwe., 3 Mk., G. B. 3 Mk., Frau M. T 2 Mk., Herr C. Müller 3 Mk.

Um weitere Gaben bittet **Die Expedition.**

Witterungsbeobachtungen der Meteorolog. Station Karlsruhe.

	Barometer	Therm. Celsius	Abs. Feuchtigk.	Feuchtigk. in Proz.	Wind	Himmel	Bemerk.
21. April Nachts 9 Uhr	752,4	10,0	6 8	74	NO	heiter	—
22. April Morg. 7 Uhr	749,9	5,8	5,0	78	„	bedeckt	—
22. April Mitt. 2 Uhr	747,8	10,4	5,9	63	„	„	—

Höchste Temperatur am 21. April 15,5 niedrigste in der folgenden Nacht 4,5.

Niederschlagsmenge am 21. April 00 mm.

Wetterbericht des Centralbur. für Meteorol. vom 22. April. Der Luftdruck nimmt heute von einem über Skandinavien lagernden barometrischen Maximum bis zu einer Depression jenseits der Alpen her ab; es wehen deshalb allgemein nördliche Winde, unter deren Einfluß die Temperaturen wieder gesunken sind. Die Depression greift weit über die Alpen über und verursacht in fast ganz Deutschland trübes Wetter mit stellenweisen Regenfällen. Dieser Witterungscharakter wird voraussichtlich erhalten bleiben, da das Hochdruckgebiet im Norden Bestand zu haben scheint.

Dienstag den 26. April 1898,
in der Landesgewerbehalle
unterhaltend **Vortrag** lehrreich
des H. **Clemens Weilandt,**
„Direktor der Ausstellung für das gesammte Reklamewesen in Stuttgart"
über
Wesen und Praxis der Reklame.
Beginn 8½ Uhr.
Billete sind im Vorverkauf à 40 Pfg. in der Buchhandlung von Hr. **Julius Link**, Kaiserstr. 76 und in der Cigarrenhandlung von Hr. **E. P. Hiekel**, Kaiserstr. 215, sowie Abends an der **Kasse** à 60 Pfg. zu haben. 2160.1
Auch Damen zu empfehlen.

2166.1
COLOSSEUM.
Samstag den 23. April:
Gala-Vorstellung.
Neue Serie lebender Bilder, gestellt von der Paxton-Troupe.
Sonntag den 24. April:
Zwei Vorstellungen.
Anfang 4 Uhr und 8 Uhr.
Freitag den 29. April:
Benefiz für Herrn Sporcik.
Schluss der Saison Montag den 2. Mai.

Glückauf!
Zur nächstmöchigen Ziehung der beliebten **Frankfurterloose** und dann der **Maimarktloose** empfehle noch, so lange Vorrath, pr. St. 1 M., 11 St. = 10 Mk. 2170.1
Porto und Liste je 25 Pfg.
Hauptagentur
Carl Götz,
Lederhandlung,
Hebelstrasse 15.

Gesucht
per sofort oder später, auf erste Hypothek, 2017.4.4
40,000 Mark.
Gefl. Offerten mit Angabe des Zinsfußes sub Chiffre **Tc. 1986 O.** an **Haasenstein & Vogler, Basel.**

Klavier-Unterricht.
Ein konservatorisch gebildetes Fräulein giebt gründlichen Klavierunterricht in und außer dem Hause.
Offerten beliebe man an die Exped. d. Bl. unter Nr. 2132.2,2

Druck und Verlag von Otto Reuß, Hirschstraße Nr. 9 in Karlsruhe

ihresgleichen findet. Da die Volantes, des großen Wagengedränges wegen, meist sehr langsam fahren und die Absicht, den vollen Anblick ihrer darinsitzenden Schönheiten und ihrer eleganten Toiletten dem ganzen spazierenden Publikum zu gönnen, und Niemandem verleugnet wird, so hat man hier die günstigste und angenehmste Gelegenheit, die ganze Crème des schönen und edlen Geschlechtes von Havanna wie lebende Bilder einer Theater-Vorstellung an sich vorüberziehen zu lassen.

Die Kreolinnen von Havanna haben meist eine sehr reiche Fülle glänzend schwarzer, prächtiger Haare, schöne schwarze Augen, eine edle Stirne, einen feinen Mund, und ein Kolorit, welches unter der Beihilfe von Kunst meist blendend weiß erscheint. Wo durch den Einfluß des Klimas der Teint eine gelbliche Farbe angenommen hat, da versteht ein feiner Stoff, die Cascarilla de Merida, Rat zu schaffen, welche in Havanna in beträchtlichen Quantitäten konsumiert wird. Die Profile sind zwar nicht immer tadellos, erinnern jedoch merklich an die edle kastilische oder andalusische Abkunft. Der vorherrschende Zug der Ruhe in den Gesichtszügen erhöht die Schönheit, obschon er den Ausdruck von Geist und Anmut zurückdrängt. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Zur silbernen Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin Leopold kam Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, wie schon gemeldet, am Donnerstag früh morgens nach München. Kurz vor 9 Uhr erschien der Prinz-Regent in der Uniform als Inhaber seines k. u. k. galizischen Korps-Artillerie-Regiments in dem Palais Leopold, um den kaiserlichen Gast zu begrüßen und seinen Sohn, den Prinzen Leopold, und dessen Gemahlin zur silbernen Hochzeitsfeier zu beglückwünschen. Hieran schloß sich die Beglückwünschung durch den Kaiser und im Namen der Kaiserin. Das Geschenk der Majestäten ist leider noch nicht fertig. Um aber dem Jubelpaare schon jetzt eine Idee von dem prachtvollen Geschenk zu geben, ließen die Majestäten ein Aquarell vom Münchner Prof. Klaiber anfertigen; es zeigt das Treppenhaus des Palais Leopold mit den beiden Falkonieren und den beiden Prachtkandelabern, die, aus Erz gegossen und modelliert von Erzgießer Ferdinand v. Miller, zu elektrischen Beleuchtungszwecken dienend, die Brüstung des Treppenhauses zieren werden. Bei der Beglückwünschung des Jubelpaares durch die hohen Verwandten überreichte Prinz Leopold seiner Gemahlin ein kostbares Brustbouquet, das Myrthenzweige und Blüthen darstellt und die in Diamanten reich gefaßt sind, eine kostbare Arbeit des Münchener Hofjuweliers Merk; hierauf überreichte der Prinz-Regent 4 kolossale Pracht-Blumenvasen, in Silber und reichvergoldet. Drei von diesen Vasen sind ein Geschenk des Regenten, die vierte das gemeinschaftliche Geschenk der Geschwister des Prinzen Leopold: der Prinzen Ludwig und Arnulf und der Prinzessin Therese. Die Vasen sind eine ausgezeichnete Leistung des Prof. Fritz von Miller. Prinzessin Leopold überraschte alsdann ihren Gemahl mit einem mächtigen Oelbild, von Kunstmaler Hierl-Deronco gemalt, das die Prinzessin zu Pferde bei einem Spazierritt durch den Park darstellt. Die Kinder des Jubelpaares brachten als Geschenk einen kostbaren und sinnreich durchgeführten Tafelaufsatz dar; er ist von Professor Fritz v. Miller ausgeführt und stellt einen in Erz gegossenen Hund (als das Sinnbild der Treue) dar, der einen mit Gold und Diamanten verzierten Elfenbeinzahn trägt. Nach den Beglückwünschungen der Familienangehörigen kamen die Suiten, zu deren Geschenk auch alle früheren Erzieher beigetragen hatten. Deren Geschenk ist ein silberner, reichvergoldeter, etwa 55 Centimeter hoher Brautbecher. Namens seines Bruders, des Erzherzogs Ludwig Viktor, überreichte der Kaiser ein in silbernem Rahmen steckendes Aquarell, das Innere der Kapelle darstellend, in welchem das prinzliche Paar vor 25 Jahren getraut wurde. Die weibliche Dienerschaft überreichte der Prinzessin einen mit dem eingestickten Allianzwappen verzierten Schreibstuhl. Nach der Gratulation der Verwandten fand eine Messe statt. Unter den Gratulanten ist in erster Linie noch Kriegsminister Frhr. v. Asch zu nennen, der namens der bayerischen Armee Glückwünsche überbrachte. Aus der Hofgesellschaft erschienen sehr viele Damen, denen die Prinzessin die herrlichen Geschenke zeigte. Eine Deputation überreichte der Prinzessin im Namen von 200 adeligen Damen ein prächtiges, aus Myrten mit Blüten zusammengestelltes Arrangement, in dem ein gemalter Fächer lag. Zahlreiche Blumenarrangements u. s. w. wurden auch von Privaten abgegeben. Mehrere Maler überreichten ganz hervorragende Gaben, so Professor Wimmer ein großes Oelbild der Prinzessin, das bereits vor 25 Jahren entstand, Professor Louis Braun ein Aquarell, das den Prinzen Leopold und den Hofmarschall Frhrn. v. Perfall vor einer Reiterabteilung zeigt. Die Kunstmaler Goldberg, Fidler v. Isarborn überreichten Pastellbilder, Kommerzienrat Bouché zwei Glasgemälde u. s. w. Zahlreich sind auch die Adressen, welche eingesendet wurden. Unter diesen ragt an Größe wie an vorzüglicher und gediegener Ausstattung die Adresse der Kollegien der Haupt- und Residenzstadt München hervor. Den Schluß der Gratulationscour machte die männliche Dienerschaft, die das Jubelpaar mit zwei silbernen Kredenzen als Geschenk überraschte. (M. N. N.)

Weibliche Detektive. Die Frau als Detektivin hat in Deutschland noch nicht so Anklang gefunden, als in England und Amerika, wo die Detektivinnen in den Privatinstituten sehr häufig angestellt werden. In Berlin hat bis jetzt nur das Privatdetektiv-Institut „Greif“ Damen verwandt, und zwar beschäftigt die Anstalt vier Damen ständig, die sich auf 5 M. pro Tag stehen, eine bedeutend größere Anzahl von Frauen ist jedoch außerdem für besondere Fälle notiert. Diese Frauen erhalten je nach ihren Aufgaben 4 bis 5 M. täglich. Die Damen zeigen sich besonders gewandt und ihre Leistungen übertreffen oft die der Männer, da sie großen Ehrgeiz zeigen. Auch in Hamburg sind in dem „Ersten Hamburger Privatdetektiv-Institut“ Frauen beschäftigt und bewähren sich sehr gut. Das königl. Polizeipräsidium in Berlin hat keine Detektivinnen angestellt; es arbeitet nur eine Beamtin in der Kriminalabteilung, ihre Befugnisse sind aber andere. Die Bigilantinnen, deren Dienste die Polizei in Fällen von Diebstählen und Hehlerei in Anspruch nimmt, rekrutieren sich aus den Verbrecherkreisen und stehen mit den Detektivinnen nicht auf gleicher Stufe. Die deutschen Detektivinnen gehören verschiedenen Kreisen an und werden je nach dem Stand benutzt, in dem es gilt, einem Vergehen auf die Spur zu kommen. Vom Standpunkte des praktischen Nutzens ist der Beruf der Detektivin als ein ausreichender Erwerb anzusehen, immerhin gehört etwas dazu, Detektivin zu werden, weil sie vor nichts zurückschrecken darf. Die Damen müssen vor allem gute Kombinationsgabe, Ehrenhaftigkeit, Verschwiegenheit, Gewandtheit zeigen und Beruf zu ihren Aufgaben in sich fühlen; gilt es doch zuweilen, in einer geschickten Verkleidung, wie der eines Dienstmädchens oder einer Zeitungsfrau, auf Spionage auszugehen. Für außerhalb werden die Detektivinnen seltener verwandt, ebenso selten für den Berliner Nachtdienst; meistens werden sie mit Aufgaben betraut, bei denen es sich darum handelt, das Vertrauen der beschuldigten Personen zu erlangen, so z. B. bei Diebstählen und hauptsächlich bei anonymen Briefsachen; hierbei besonders zeigen die Frauen oft mehr Scharfblick, als die Männer.

Die neueste Mark Twain-Anekdote. Ein Bonmot des berühmten amerikanischen Humoristen Mark Twain macht jetzt in ausländischen Blättern die Runde. Bei einem vornehmen Diner, das dem Schriftsteller zu Ehren kürzlich gegeben wurde, machte dieser ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einige Bemerkungen, über deren köstlichen Humor die Anwesenden bis zu Thränen lachen mußten. Da erhob sich ein gewisser Mr. Evarts, ein Rechtsanwalt, der in dem Rufe steht, die Kunst des „Rupfens“ in bezug auf seine Klienten in ganz hervorragender Weise zu verstehen. Beide Hände tief in die Taschen seiner Inexpressibles vergraben, meinte der Jurist lachend: „Fällt es den geehrten Herrschaften nicht als eine große Seltenheit auf, daß ein Humorist mit der Feder auch in Gesellschaft Witze reißen kann?“ Mark Twain wartete geduldig, bis das allgemeine Lachen, das diesen geistreichen Worten folgte, einigermaßen verhallt war, dann kam es langsam und pathetisch von seinen Lippen: „Und dürfte es den geschätzten Anwesenden nicht als etwas besonders Kuriofes auffallen, daß ein schneidiger Rechtsanwalt auch mal seine Hände in seinen eigenen Taschen hält, anstatt in denen anderer Leute?“

Litterarisches.

— Von Julius Stettenheim erscheint im Verlage von Max Simson, Charlottenburg, ein überaus lustiges Buch, „das Lied von der versunkenen Glocke und andere Parodien“ betitelt. Der beliebte Humorist bringt mit seinem neuen Werk eine Fülle origineller Gedanken und geistreicher Satiren, die sicherlich Aufsehen erregen werden. Aus dem reichen Inhalt werden neben dem „Lied von der versunkenen Glocke“ besonders die ganz eigenartigen Parodien „Parlaphismus im Tierreich“ und „Don Carlos als Solo-Lustspiel“ die Sympathien des Publikums erringen.

Humoristisches.

Geistesgegenwart. „Denken Sie sich, neulich sitze ich nachts noch in meinem Arbeitszimmer und schreibe. Jetzt schlägt meine Uhr 12 Uhr, und im selben Moment kommt ein Geist auf mich zu!“ — „Gräßlich! . . Was thaten Sie da?“ — „Ich sagte sehr höflich: „Entschuldigen Sie, meine Uhr geht eine Viertelstunde vor!“ — „O pardon!“ erwiderte das Gespenst und verschwand!“

Verhört. (Aus einer Schmiere.) Souffleur: „Nach eingetroffener Siegeskunde gaben die Freunde des Pompejus ihm ein Gastmahl, und sie brachten den Pompejus alsdann triumphierend nach Hause.“ Schauspieler: „. . . Und sie brachten den Pompejus alsdann früh um viere nach Hause!“ (Fl. Bl.)

Auflösung des Rätsels in Nr. 91.
Regiment (Reis, Gier, Mentor).

Aufgelöst von: Dosa, Olga und Frieda Meyer, Durlach; Marie Seidenadel; Alfred Kahn, Gymnasiast; M. K., Willy Andreas, Tertianer, sämtliche in Karlsruhe.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße 9.

Nr. 93 Karlsruhe, Samstag, den 23. April **1898.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Der Erbe von Ladenburg. (35)

Roman von L. Haidheim.

(Nachdruck verboten.)

Thalert sprach ganz tonlos:

„So will ich's denn bekennen! Mein lieber, teurer, erlauchter Herr ist doch der rechte. Er bleibt's auch ewiglich vor Gottes Angesicht. Aber wahr ist's — wir haben damals die Kinder getauscht, Frau von Dorthin, die Amme und ich. — Aber wie die Weiber sind — Mut haben sie zu allem, nur nicht zum schweigen. — Und als ein paar Wochen vergangen waren, da läßt's ihr keine Ruh', und sie geht zum hochseligen Herrn Grafen und bekennt's, und der nimmt sie mit zur Frau Gräfin. Und mein lieber, kleiner, richtiger Erbgraf — Thalert küßte Graf Christophs ihm willenlos gelassene Hand — der ächte Erstgeborene, der in des zweiten Wiegenbettchen lag, hatte die bösen Zufälle ganz überwunden und gedieh und lachte schon und alle, die ihn sahen, hatten ihn lieber wie den andern.

Und Frau von Dorthin weint meinem seligen erlauchten Herrn dann so viel vor und sagt natürlich, wir hätten's ja nur aus Liebe gethan, und so wurde auch ich herein gerufen und der Graf sagt gleich zu mir: „Wir wissen alles, Thalert, — aber die Gräfin und die Amme dürfen nicht aufgeregt werden, darum spar' ich Dir jedes Wort. Aber feierlich spreche ich mich hiermit frei von Eurem Betrug und nehme den kleineren, zarteren Knaben, der mein Erstgeborener ist, wieder an seine Stelle.“

* * *

„Ich will verwünscht sein, wenn er sie kriegt! Eher bring' ich sie beide um!“ wütete der Lüssenroder.

„Nun, nun — nur sachte!“

„Ha! Sie meinen, Durchlaucht, die Kaltenbach's seien eine böse Sorte?“

„Graf Lüssenrode! Sie sprechen von —“

„Der Frau Gräfin Dorstedt! — Verzeihung, Durchlaucht, — nehmen Sie mir heute nichts übel, ich bin außer mir! Bedenken Sie meine Lage —!“

Der Prinz kannte das; Lüssenrode lenkte immer gefügig ein, sobald er seine Bosheiten vom Stapel gelassen. Der Graf wurde ihm seit einiger Zeit lästig; des Lüssenroders Scharfblick ärgerte ihn zu oft.

„Ihre Lage hat sich inzwischen nicht verschlechtert, mein Freund“, sagte er indes auch gehaltener. „Im Gegenteil! Daß da allerlei neue Dinge in der Prozeßangelegenheit vorgefallen sind, ist klar. Ich bin nur noch nicht dahinter, was eigentlich; aber ich habe meinen Sekretär nach Ladenburg geschickt, es auszuspüren. Dort kennt man ihn nicht. Er wird wohl allerlei hören. Was auffällig ist, das ist die Thatsache, daß diese Frau — Mitschuldige oder Zeugin? — im Krankenhause Doralines spezieller Sorge teilhaftig gewesen und daß ich die Gräfin dann in sehr erregter Unterhaltung mit dem Fürsten traf. Danach hat Seine Durchlaucht Ihren Bruder in Lohr empfangen und ist mit ihm nach der Ladenburg geritten. In dieselbe Zeit fällt Thalerts Tod. — Sie sehen, ich bin gut bedient und kombiniere: dies alles hängt mit der neuen Entdeckung zusammen.“

„Und diese ist zu meinen Gunsten? Wie soll ich Ihnen für Ihre Teilnahme danken, Prinz!“

Sie redeten hin und her.

Schließlich sagte Herrenstein:

„Ich rate Ihnen, betreiben Sie mit möglichster Eile diesen Prozeß, — Ihre Sache kann dadurch nur gefördert werden, und wenn die Entscheidung zu Ihren Gunsten ausfällt, so muß Ihr Sohn das Geld schaffen. Was meine kleine Schwägerin betrifft, so wollen wir doch versuchen, ob wir sie nicht dahin bringen, Eberhard „aus Edelmut“ frei zu geben.“

„Die? Wie können Sie so irren, Prinz? Die ist nicht von Doralines Art —! Im Gegenteil, ich muß meinem Jungen auf's Dach steigen! Ich muß ihn moralisch zwingen. Wär' ich nur erst klar, wie ich ihn an Händen und Füßen binde!“

„Ja, nun sagen Sie aber doch nur erst noch 'mal, wie sind Sie denn zurecht gekommen mit dem Millionär und der schönen Braut?“

Der Graf lachte laut auf, so recht in seiner übermütigen Weise. „Wollen Sie's glauben, Prinz, daß ich, ich, der tolle Lüssenroder, einstweilen selber vor dem Fürsten stand mit gebundenen Händen? Ich konnte doch dem Yankee nicht eingestehen, daß er nicht wollte, der mit stolzer Würde als Bewerber angenommene Erbgraf. Wenn Sie den Yankee kennten, Sie würden begreifen, daß mir heiß und kalt wurde. Und ihn mit Gewalt hinschleppen, konnt' ich eben so wenig; er ist ja nicht einmal abhängig von mir; ihm den Brotkorb höher hängen — das war also auch nichts, 's ist zum Rasendwerden!“

„Wenn Sie nur 'mal endlich sagen könnten, in welchem Stadium die famose Liebeswerbung denn nun steht? Und Eberhard muß doch so viel Anstandsgefühl haben, daß er sich durch seinen fürsorglichen Alten engagiert sieht?“

„Na — ob! Das war ja just mein letzter Rettungsanker! Der Himmel stand mir mit dieser Dummheit des Gendarmen sichtlich bei. Denn ich versichere Sie, der Eberhard sah verteufelt elend aus und hatte rasende Schmerzen. Ich bin abgereist, nachdem ich ihm einen Arzt besorgt, der mir erklärte, es sei keine lebensgefährliche Wunde an sich, aber der Zustand derselben ist schlechter, die Heilung werde sich darüber verzögern. Jedenfalls lag mein Sohn einstweilen bewußtlos und fiebernd und sichtlich auch schwer leidend. Der Doktor ist instruiert, daß er meinen kostbaren Erbgrafen nicht allzu schnell aus dem Krankenhause entläßt. Unter der Zeit kommt er ja wohl zur Besinnung. Inzwischen habe ich beim Herrn Schwiegerpapa mich ausgeschimpft auf die Polizei, habe die Kugel, als wahrscheinlich noch in der Schulter steckend, und das Wundfieber sehr

schwer geschildert, erntete von Vater und Tochter die größten Liebenswürdigkeiten und dann — bin ich abgereist; laß ihn versuchen, wie er fertig wird mit seiner „Braut"; sieht er sie 'mal und überlegt sich die Millionen des alten Yankee, so wird er am Ende doch vernünftig werden. Jedenfalls hat er selbst die Geschichte jetzt auszuessen, und der Alte spaßt sicher in solchen Dingen nicht." Na — ich werde mir wenigstens Mr. Weatherwells Sympathieen gerettet haben."

„Das ist viel!" spottete der Prinz.

Sie lachten jetzt beide — der Lüssenroder aber doch nur ziemlich säuerlich.

Dann ging er heim. Die Straßenlaternen brannten schon. Kaum war er aber Minuten in seinem hübschen kleinen Palais verschwunden, so erhob sich da drinnen ein Lärm, der zu lautem Toben von Männerstimmen anwuchs.

Die Vorübergehenden standen still, sekundenschnell bildete sich ein Zusammenlauf und drinnen im Hause erhob sich ein wahrhaftes Wut- und Schmerzgebrüll, — man hörte deutlich das Klatschen einer Peitsche oder eines Stockes, Weiber kreischten drinnen, andere begannen schon hier draußen ein gleiches zu thun oder sich die Ohren zuzuhalten, Männer riefen nach der Polizei, die nie da sei, wenn man sie brauche. Man nahm an, der Lüssenroder mißhandle wieder einen seiner Diener und schalt mit tiefem Ingrimm auf die skandalöse Wirtschaft des Lüssenroders, der sich gegen seine Leute alles erlaube.

Plötzlich sprang die Hausthür auf und durch einen wuchtigen Stoß geschleudert, flog taumelnd mit zerrissenen Kleidern und blutendem Gesicht ein rotkopfiger Kerl heraus, der nach vergeblichem Versuch sich auf den Beinen zu halten in voller Länge auf die Straße schlug.

„Ach, der? — Der Lump? Kommt fort! Das ist der berüchtigte Kerl, der Kohlenfrieder vom Teufelsspiel! Ist er denn nicht mit eingesteckt? Was hat denn der hier gewollt? Nun natürlich — was er sonst thut! Hat gewiß das Silber zählen wollen."

Unter solchen Ausrufen wurde es schnell leer vor dem Hause, niemand hatte Mitleid mit dem Mißhandelten, der sich eben so schnell unter wütendem Fluchen und allerlei Drohungen aufraffte, sich scheu umsah und um die nächste Ecke bog.

Der Hausherr war unterdeß in seinem Wohngemach verschwunden und schritt da hochaufatmend und doch noch zitternd von dem ausgeführten Kraftstück auf und ab.

Ha! das hatte ihm einmal gut gethan! Alle seine lang aufgespeicherte Wut so auszutoben.

Und daß der ihm gerade unter die Finger lief, der freche Rotkopf! — Bis in sein Haus das Mädchen zu verfolgen! Wie kam es denn, daß der nicht mit seinen Kameraden im Gefängnis steckte?

Er schritt zur Klingel und zog dreimal daran. Sein Kammerdiener, ein unterwürfig blickender, fahlblonder Fünfziger, trat ein.

„Was befehlen der Herr Graf?"

„Hab' ich Dich gerufen? Hast Du keine Ohren?" schnob sein Herr ihn an. Paß besser auf! „Dreimal hab' ich geklingelt."

„Das weiß ich, Ew. Gnaden, aber als der Herr Graf den Kerl da bei der Meta fanden und ihn, wies ihm zukam, durchhauten, da ist sie, wie sie ging und stand, zur Küchenthür hinaus und hat ganz kalkweiß der Franziska zugeflüstert: Er schlägt mich auch tot! — Und damit meinte sie natürlich Ew. Gnaden!"

„So! So!" nickte der gestrenge Herr und sah merkwürdig betreten aus.

Es fiel ihm sofort ein, daß die Gendarmen, die natürlich das Nest da oben auf dem Teufelsspiel aufgehoben, den roten Frieder nicht gekriegt hatten, wiewohl man ihn tagelang suchte.

Wenn der jetzt die Meta in seine Gewalt bekam, — der Kerl war ja wie rasend in die schöne Person verliebt, — dann —!

Die Geschichte könnte sehr unangenehm werden! Wenn es z. B. herauskäme, daß er die Polizei da hinauf geschickt, — weil er durch Meta —

Er sah sehr verstimmt vor sich hin.

Sein Schweigen machte dem Diener Mut.

„Ich muß dem Herrn Grafen sagen, daß die Mädchen, die, wie die Meta, ihre Schlafstuben im Giebel haben, schon alle diese Zeit flüsterten, sie verberge da oben Jemand," begann er wieder. „Der Kerl hat wahrscheinlich tagelang hier im Hause gesteckt; und die Mädchen sagen, die Meta habe ihm alles zugetragen, was die schwarze Katze stehlen konnte."

„Aber ich fand den Burschen mit ihr im Hausgange!" rief der Graf ungläubig.

„Das wird schon so sein. Sie war ausgegangen und hörte erst, als sie wieder kam, der Herr Graf wären zurück. Da hat sie den Kerl zum Haus hinauslassen wollen, während wir Andern beim Abendbrod saßen."

„Gehen Sie sofort zu der Alten, der Großmutter, Sie wissen, wo sie wohnt. Sie fragen, ob das Mädchen da sei, ich hätte Sie geschickt, sie zu rufen!"

„Sehr wohl, Herr Graf!" Die Miene des Kammerdieners stimmte wenig zu seinen Worten.

Seinem Herrn kam inzwischen schon der Gedanke, lieber selbst zu gehen. — Aber das ging doch nicht! Er — der sich sonst wahrlich nicht scheute vor dem Gerede der Welt — hier, wo es sich um gemeinen Diebstahl und Diebsgesindel handelte, scheute er sich doch, sich irgendwie zu kompromitieren; ein Wort jetzt noch und der Fürst ließ ihn ohne Gnade fallen — er wurde unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

König Albert von Sachsen.

Von Georg Stillfried (Leipzig).

(Schluß.)

Prinz Albert wuchs heran und man dachte an seine Verheiratung. Der sächsische Hof hielt damals gleicher Weise Freundschaft mit dem preußischen und österreichischen Hofe, und König Friedrich Wilhelm IV. war ein gern gesehener Gast in Pillnitz. Das Jahr 1848 hatte dem Jugendfreunde des Prinzen, mit dem er schon seit seiner Kindheit eng befreundet war, dem Erzherzog Franz Josef, den österreichischen Kaiserthron gebracht, und da bekanntlich das sächsische Königshaus katholisch ist, so gravitierte das Herz des Prinzen nach Oesterreich, wenn der Kopf auch zu Preußen, das 1849 im Maiaufstand mit seinen Regimentern seinen königlichen Onkel geschützt hatte, neigte. Nun lebte in Böhmen ziemlich einsam auf ihrem Schlosse Morawetz eine deutsche Prinzessin, Prinzessin Louise von Baden. Sie war vermählt mit dem Sohne des Königs Gustav von Schweden aus der holsteinischen Linie, der 1809 abgedankt und dem General Bernadotte Platz gemacht hatte. Der Prinz nannte sich Gustav v. Wasa und war General in der österr. Armee. Nach längerer Ehe hatten sich beide Gatten getrennt, und bei der Mutter lebten ihre Töchter, darunter Prinzessin Carola. Auf sie mag ihre Erziehung, ihre öftere Anwesenheit am österreichischen Hofe, die ganze österreichische Luft eingewirkt haben — im Jahre 1852 faßte die Prinzessin den Entschluß, zum Katholizismus überzutreten, und mit schwerem Herzen gab ihr Vater seine Einwilligung. Ein Jahr darauf machten Prinz Albert und sein Bruder Georg einen Ritt ins Böhmerland und gaben sich in Morawetz zu Gaste. Am 18. Juni 1853 fand die Vermählung statt. Wenn man schon im bürgerlichen Leben eine gute Gattin als einen trefflichen Grundstein, einen großen Gewinn in der Lebenslotterie bezeichnet, so gilt dies noch mehr bei fürstlichen Personen. Und Prinzessin Carola wurde eine gute Fürstin, eine treffliche Königin, die sich die Herzen der Sachsen im Sturme erobderte und sie sich zu erhalten wußte. Einfach und hausmütterlich zu Hause, Königin, wenn sie zu repräsentieren hat, ist sie nun 45 Jahre ihrem Gemahl eng verbunden, und wenn der Himmel auch ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet hat, so ist sie umsomehr Mutter an ihrem Neffen gewesen, als dessen leibliche Mutter, die Prinzessin Georg, starb.

An dem Kriege 1864 nahm Kronprinz Albert nicht teil, wohl aber sah ihn das Jahr 1866 auf dem Schlachtfelde. Am 15. Juni 1866 überreichte Preußen an Hannover, Kurhessen und Sachsen ein Ultimatum, und schon am 16. Juni rückte die sächsische Armee nach Oesterreich ab, den Preußen das Land überlassend. Zu dieser Preisgebung des Landes trugen ausnahmslos militärische Erwägungen bei. Noch waren in Sachsen die Leiden der Kriege aus dem Anfang dieses Jahrhunderts unvergessen, und diesen Leiden wollte die Regierung das Volk nicht wieder aussetzen. Die sächsische Armee stand unter des Kronprinzen Albert Führung. — Benedek hatte einen Feldzugsplan ausgearbeitet, der nicht ungeschickt war und der den Kriegsschauplatz nach der Iser verlegen wollte. Demgemäß zog sich Kronprinz Albert nach dieser Linie zurück. Da traf Ende Juni eine Depesche ein, daß Benedek den Vormarsch nach der Iser aufgegeben habe. In Vertrauen auf die Durchführung des österreichischen Kriegsplanes hatte Kronprinz Albert sich schon den Preußen gegenübergestellt; nun mußte er das Gefecht abbrechen und sich mit der immer noch nicht fertigen österreichischen Armee vereinigen. Bei Königgrätz kam es zur Entscheidung. Der linke Flügel der Sachsen hielt sich brillant, und als die Niederlage der Oesterreicher in die Flucht ausartete, befahl Kronprinz Albert, daß die Sachsen nur im Schritt zurück marschieren dürften, daß Kavallerie und Artillerie zuweilen Halt machen solle, um aufzuschließen. So deckten die Sachsen den Rückzug am 3. Juli. Sie verloren, mit Ausnahme eines durch Achsenbruch, kein Geschütz, die Oesterreicher dagegen 188. Man sagt, daß ein Feldherr am besten zu erkennen ist, wenn das Schlachtenglück ihm nicht hold ist. In der That gab damals Moltke seinem Lobe über die Führung des sächsischen Gegners uneingeschränkt Ausdruck. „Ein Gegner, der sich in solcher Ordnung zurückzieht, wird von einem wirklichen Feldherrn geliebt, wollte Gott, daß wir mit diesem einmal zusammen kämpfen könnten, und das bald," so ungefähr sagte er.

Das „Bald" kam nur zu bald. Im Kriege 1870 übernahm Kronprinz Albert den Befehl über das sächsische Armeekorps. Während sich Preußen und Bayern schon die Lorbeeren um die Stirne gewunden hatten, hatten die Sachsen noch nichts großes vollbracht. Da kam die Umzingelung von Metz. Bei St. Privat war der schwache Punkt der deutschen Eisenklammer. Das preußische Gardekorps und die Sachsen erhielten Auftrag, das Dorf zu nehmen und zu halten. Kronprinz Albert besprach sich mit dem Prinzen August von Württemberg, dem Kommandeur der Garde, daß ein gerader Sturm auf das Dorf nur Menschenverlust mit sich bringe, das Dorf müsse von den Flanken aus angegriffen werden. Der Prinz von Württemberg sagte zu. Nun begann unter fortwährendem Gefecht der sächsische Flankenmarsch, der in der Kriegsgeschichte als ein Beispiel großer militärischer Auffassung bezeichnet wird. Freilich war es auch die höchste Zeit. Der Führer des Gardekorps hatte nicht bis zu dem verabredeten Zeitpunkte mit dem Sturm auf das Dorf gewartet, und so tobte mit abwechselndem Glück das mörderische Handgemenge zwischen Garde und Franzosen. Da kamen die Sachsen unter ihrem Kronprinzen — und die Schlacht war entschieden. Die Armeeführung rechnete diese That hoch an. Einige Tage später wurde die zweite oder Hauptarmee formiert und Kronprinz Albert wurde Oberbefehlshaber der preußischen Garde. Als Führer der Maasarmee schlug er am 31. August die Franzosen bei Beaumont und zog damit das Netz um Sedan, in dem sich dann Napoleon fing, zu. Der Marschallstab Sobiekis, den König Johann seinem Sohn bei dem Einzug in Dresden überreichte, war in glorreichem Feldzug erst verdient worden.

Das sächsische Volk hat die Thaten seines jetzigen Königs nicht vergessen, die Feier seines Geburtstages wird von seiner treuen Anhänglichkeit Kunde geben.

Havanna.

In der „N. Fr. Pr." giebt Dr. Karl v. Scherzer eine Darstellung von dem Naturcharakter von Havanna und von deren Bewohnern. Bei dem Interesse, das man gegenwärtig allgemein der Perle der Antillen zuwendet, glauben wir unsern Lesern diese Schilderungen mitteilen zu sollen. Scherzer schreibt:

Schon Alexander v. Humboldt hebt unter den Vorzügen des Klimas von Havanna den Umstand hervor, daß man dort selten Glasfenster findet und gleichwohl nicht das geringste Verlangen nach einem Kaminfeuer verspürt. Die Tagestemperatur zwischen der Morgen- und Mittagsstunde schwankt in den Monaten Dezember, Januar und Februar bei vorherrschendem Nordwinde zwischen 18 und 24 Grad Celsius, der tiefste Thermometerstand, welchen wir während unseres dortigen Winteraufenthaltes beobachteten, war 14 Grad Celsius, der höchste 26 Grad Celsius. Die mittlere Temperatur war im Januar 19 Grad, im Februar 19.5 Grad Celsius. Die Schwankungen sind äußerst gering, und die Hitze ist im Winter nur ausnahmsweise bei Südwinden während der Mittagsstunde drückend. Weder in den Vereinigten Staaten noch auf dem europäischen Festlande haben wir einen Punkt kennen gelernt, dessen Winterklima sich mit jenem von Havanna vergleichen ließe. Nur die Lufttemperatur der Insel Madeira und der Tafellandschaften von Costarica, Guatemala und Mexiko zeigen ähnliche Resultate. Nichts Lieblicheres als eine helle Februarnacht der Havanna, wo nebst den Gestirnen des Nordens bereits viele Sternbilder des südlichen Himmels sichtbar werden und aus dem klaren, blauen Tropenäther leuchten!

Der Naturcharakter der Landschaft von Havanna ist zwar nicht großartig und imponierend, wohl aber heiter und lieblich. Auf keiner anderen Insel der Antillen, sowie an keinem anderen Punkte des tropischen Festlandes von Amerika dominieren die Palmen so sehr wie hier, und ihr edler Schmuck bildet die reizendste Zierde aller Kalkhügel und Serpentinfelsen, welche sich rings um das Hafenbassin der Stadt und dem Meeresgestade entlang bis tief in das Innere der Insel gruppieren. Die Kokospalme ist hier die zahlreichere, die Palma real oder Königspalme (Oreodoxa regia) aber der edlere dieser gekrönten Bäume. In den Urwäldern des Orinoco und am Amazonenstrom giebt es allerdings höhere, stolzere und prachtvollere Palmenarten, aber keine einzige, welche zum Schmucke eines Parkes oder Promenadeplatzes vorteilhafter sich eignen würde, als die Oreodoxa regia.*)

Die Größe und Majestät der tropischen Flora des amerikanischen Festlandes darf man überhaupt auf den Antillen nicht suchen. Hier empfängt das Auge des Reisenden kein so erhabenes Gemälde, wie wir es in der primitiven Waldwildnis am Rio San Juan de Nicaragua oder am Montagualluß in Guatemala zu bewundern das Glück genossen. Aber der Palmenreichtum, die verschiedenen, bald buschförmigen, bald baumartigen Cacteen, die Mangos und Anonen (die edelste der Früchte, wie sie Humboldt nennt), die Orangen- und Limonenbäume, die Sagoten- und Brotfruchtbäume, die Granat- und Oleanderbüsche, sowie viele andere Kulturpflanzen der warmen Zone geben der Umgebung von Havanna einen ganz eigentümlichen bunten Schmuck, welcher durch den ungemein milden Hauch der Atmosphäre noch gehoben wird. Und dazu denke man sich das herrliche, blaugrüne und fischreiche Antillenmeer, dessen brandendes Wogenspiel am Campo de la Punta einen ebenso lustigen als prächtigen Anblick gewährt; den herrlichen Hafen von Havanna mit seinem schaukelnden Wald von Masten und bunten, lustig flatternden Flaggen, das große Häusergewirre, die Citadellen und Forts, welche alle Hügel in der Nähe des Hafens krönen, und darüber die tiefblaue Kuppel des Tropenhimmels, mit leichten Wölkchen drapiert, so wird man die Anmut eines Bildes begreifen, welches zwar nicht mit Rio de Janeiro oder Konstantinopel vergleichbar ist, wohl aber unzweifelhaft die glänzendste aller Städte-Ansichten Westindiens bildet.

Havanna ist durch die breiten Alleen seiner Paseos oder Promenaden in zwei große Hälften geteilt. Die äußere Stadt (extra muros) ist jünger und lustiger, hat breitere Straßen und bequemere Trottoirs, während die innere Stadt (intra muros) älter und zugleich belebter ist, weil sich daselbst das geschäftliche Leben konzentriert. Der Mammon, welcher die Welt beherrscht, zeigt auch dort seine Macht. Ansehen, Einfluß und Lebenskomfort sind in Havanna noch ausschließlicher als anderswo an Reichtum gebunden. Man ist schon etwas geniert, wenn man kein eigenes, komfortables Haus hat, und man leidet wirklich, wenn man nicht seine Volante besitzt, das heißt einen kleinen Wagen ohne Kutschierbock, mit zwei Rädern und einem gewandten Neger vorne auf dem Sattel des Pferdes. Die Trottoirs sind in der alten Stadt so schmal, daß zwei Personen ohne geschicktes Drehen nicht einander ausweichen können. Nie haben wir einen Aal um seine Glätte und Geschmeidigkeit mehr beneidet als in Havanna intra muros! Die Volantefahrer sind unendlich besser daran. Hochsitzend und schnell vorwärtskommend, sehen sie auf die armen Fußgänger, welche zu beiden Seiten sich drehen und wenden, mit einem wohlbegründeten Gefühl des Mitleids herab. Damen der vornehmen Gesellschaft erscheinen öffentlich nur fahrend und manches zierliche Füßchen soll das Straßenpflaster niemals berührt haben. Nicht einmal in die Kaufläden treten die Senoras und Senoritas ein, sondern bleiben vor denselben im Wagen sitzen und lassen sich Putzwaren oder was sonst ihr Herz begehrt, aus dem Innern zur Ansicht auf die Straße bringen.

Schöne Häuser, glänzende Kaufläden und Schaufenster, Equipagen und Spaziergänger findet man wohl in allen großen Städten der civilisierten Welt, aber eine so bunte und brillante Blumenlese von geputzten Damen, wie man sie an Sonn- und Feiertagen auf den Paseos der Havanna sieht, trifft man nicht einmal in den ersten Hauptstädten Europas. Diese Sonntags-Promenade ist das große Rendezvous aller hübschen Damen der wohlhabenden Stände. Reichtum, Mode und Putzliebe entfalten dort die buntfarbigste Pracht der Toiletten. Die Lieblichkeit des Klimas gestattet auch im Winter unter freiem Himmel die nämliche leichte Form des Kleides, wie auf den Bällen des Nordens in wohlgeheizten Sälen. Fast alle Senoras der Havanna sind, wenn sie öffentlich erscheinen, ganz ähnlich kostümiert, wie bei uns nur die jüngsten Damen, wenn sie zu Walzer oder Polka in den Reigen treten.

In unabsehbarer Doppelreihe fahren dann die Volantes. Die zu Fuß gehenden Caballeros bilden in den verschiedenen Alleen Spalier und betrachten wohlgefällig die kutschierende Gesellschaft. Der leichte, malerische, aber durch seine Länge etwas unbequeme Wagen blitzt in übersilberter Garnitur. Der Neger auf dem Pferdesattel hat seine schönste, mit Gold- und Silberborten reich verzierte Jacke an. Seine hohen, enganschließenden, mit Silber beschlagenen Reiterstiefel haben eine pittoreske Form, welche noch aus der spanisch-mittelalterlichen Mode stammt. Die Damen sitzen in zurückgelegten offenen Wagen, gewöhnlich zu Drei in pyramidaler Gruppierung. Die jüngste und schönste Senorita bildet die Spitze dieser Pyramide. Wir hatten zwar auch anderwärts Gelegenheit, die Schönen der Stadt in größerem Vereine zu sehen, wie zum Beispiel im prachtvollen Theater Tacon oder auf den Bällen des General-Kapitäns. Aber so günstig, großartig und eigentümlich ist die Erscheinung der Kreolinnen fast nirgends, wie bei der sonntäglichen Paseofahrt, wo an Schmuck und Geschmeide, an wundervollen Blumen und flatternden Bändern in den Haaren, an rauschenden Atlas- und Seidenkleidern in den hellsten und schimmerndsten Farben eine Toilettenpracht zur Schau gestellt wird, welche selbst auf den Boulevards von Paris nicht

*) Wir haben die Oreodoxa regia nur noch im botanischen Garten in Rio de Janeiro in gleicher Pracht und Großartigkeit auftreten sehen, wo sie in hundert schlanken, himmelragenden Individuen wohl die imposanteste Baumallee auf der ganzen Welt bildet.

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK